

Jennifer Brown  
Die Hassliste

*Jennifer Brown* wurde in Kansas City geboren und lebt dort heute mit ihrem Mann, drei Kindern sowie einigen Hunden und Katzen. Wenn sie nicht über ernsthafte Themen schreibt, arbeitet sie als Kolumnistin für den ›Kansas City Star‹. Für ihre humoristischen Beiträge wurde die Autorin schon mehrfach ausgezeichnet. ›Die Hassliste‹ ist ihr Romandebüt.

Weitere Titel von Jennifer Brown bei dtv junior: siehe Seite 4

Jennifer Brown

# **DIE HASSLISTE**

Roman

Aus dem amerikanischen Englisch  
von Beate Schäfer

**dtv**

**Ausführliche Informationen über  
unsere Autoren und Bücher**  
[www.dtv.de](http://www.dtv.de)

Zu diesem Band gibt es ein Unterrichtsmodell unter  
[www.dtv.de/lehrer](http://www.dtv.de/lehrer) zum kostenlosen Download.

Von Jennifer Brown ist außerdem  
bei [dtv](http://www.dtv.de) junior lieferbar:  
**Bitter Love**



Ungekürzte Ausgabe

4. Auflage 2016

2011 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München

© 2009 Jennifer Brown

Titel der amerikanischen Originalausgabe: ›The Hate List,‹

2009 erschienen bei Little, Brown and Company,  
a division of Hachette Book Group, Inc., New York

This edition published by arrangement with  
Little, Brown and Company, New York, New York,  
USA. All rights reserved.

© der deutschsprachigen Ausgabe:

2010 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München

Umschlagkonzept: Balk und Brumshagen

Umschlaggestaltung unter Verwendung einer

Illustration von David Caplan

Satz: Fotosatz Amann, Aichstetten

Gesetzt aus der Garamond

Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany · ISBN 978-3-423-78252-4



Für  
Scott



*We'll show the world they were wrong  
And teach them all to sing along.*

NICKELBACK



# **ERSTER TEIL**





[Aus der Garvin County Sun-Tribune, 3. Mai 2008,  
von Angela Dash]

Als »entsetzlich« bezeichnen Ermittlungsbeamte, die derzeit die näheren Umstände des Gewaltausbruchs vom Freitagvormittag untersuchen, die Umstände am Schauplatz des Verbrechens, der Cafeteria der Garvin-Highschool.

»Mehrere Einsatzteams rekonstruieren zurzeit den Tatablauf in allen Details«, erklärte Sergeant Pam Marone. »Inzwischen haben wir ein verhältnismäßig klares Bild von dem, was sich gestern Vormittag dort ereignete. Die Ermittlungen sind für alle Beteiligten belastend. Auch einige unserer erfahrensten Beamten reagierten beim Eintreffen am Tatort mit großer Erschütterung. Das Ganze ist eine furchtbare Tragödie.«

Bei dem Amoklauf, der sich kurz vor Beginn der ersten Unterrichtsstunde ereignete, starben mindestens sechs Menschen, etliche weitere wurden verletzt.

Das letzte Opfer war die 16-jährige Valerie Leftman. Nach dem Schuss auf sie richtete der mutmaßliche Täter Nick Levil die Waffe gegen sich selbst.

Valerie Leftman wurde aus nächster Nähe in den Oberschenkel getroffen und erlitt schwere Verletzungen. Sprecher des Kreiskrankenhauses bezeichnen ihren Zustand als kritisch.

»Sie hat enorm viel Blut verloren«, äußerte sich ein Rettungssanitäter gegenüber Journalisten. »Er muss sie direkt an einer Arterie getroffen haben.«

»Sie hat großes Glück gehabt«, kommentierte die diensthabende Intensivschwester. »Ihre Überlebenschancen sind gut, aber wir müssen sehr auf sie aufpassen. Zumal so viele Leute mit ihr sprechen wollen.«

Die Augenzeugenberichte über den genauen Tathergang weichen stark voneinander ab. Einige Zeugen sagen aus, Leftman sei ein Opfer des Amokläufers gewesen, andere bezeichnen sie als mutige Heldin, wieder andere geben an, sie habe gemeinsam mit Levil den Plan gehabt, diejenigen Schüler und Schülerinnen zu töten, die die beiden nicht mochten.

Nach Aussage von Jane Keller, einer Schülerin, die den Amoklauf selbst miterlebt hat, scheint der Schuss auf Leftman ohne Absicht erfolgt zu sein. »Es sah aus, als wäre sie gestolpert und auf ihn draufgefallen oder so, ich konnte es nicht richtig erkennen«, berichtete Jane Keller den Journalisten vor Ort. »Ich weiß nur, dass gleich danach alles vorbei war. Durch Valeries Sturz hatten ein paar Leute die Gelegenheit wegzurennen.«

Allerdings müssen weitere polizeiliche Ermittlungen klären, ob der Schuss auf Leftman tatsächlich Zufall war

oder aber der missglückte Versuch eines Doppelselbstmordes.

Erste Erkenntnisse lassen darauf schließen, dass sich Leftman und Levil ausführlich über das Thema Selbstmord ausgetauscht hatten und dass die beiden auch darüber sprachen, andere zu töten. Daher geht die Polizei nun der Frage nach, ob mehr hinter dem Blutbad an der Garvin-Highschool stecken könnte als bisher angenommen.

»Die beiden haben dauernd über den Tod geredet«, sagte Mason Markum, ein enger Freund von Valerie Leftman und Nick Levil. »Nick mehr als Valerie, aber Valerie hat auch darüber gesprochen. Wir haben alle gedacht, das wäre nur ein Spiel für sie, aber anscheinend haben sie es wirklich ernst gemeint. Ich kann's kaum fassen – vor gerade mal drei Stunden habe ich noch mit Nick geredet und er hat keinen Ton gesagt. Nicht über das hier.«

Ungeachtet der Frage, ob Valerie Leftman zufällig zum Opfer wurde oder ob Levil gezielt auf sie schoss, herrscht bei den Ermittlungsbehörden kein Zweifel daran, dass sich Nick Levil vorsätzlich das Leben nahm, nachdem er fast ein halbes Dutzend Schüler der Garvin-Highschool getötet hatte.

»Augenzeugen berichten, dass er nach dem Schuss auf Leftman die Waffe gegen den eigenen Kopf hielt und abdrückte«, hielt Marone fest. Levils Tod wurde noch am Tatort offiziell bestätigt.

»Wir waren erleichtert«, gab Jane Keller an. »Ein paar haben sogar gejubelt, was ich nicht ganz richtig finde. Aber ich verstehe schon, warum sie das getan haben. Es war alles so unheimlich.«

Die Ermittlungsbehörden arbeiten nun daran, Leftmans mutmaßliche Beteiligung an dem Amoklauf zu klären. Ihre Familie war für eine Stellungnahme bisher nicht zu erreichen. Die Polizei ist nach eigenen Angaben jedoch »sehr interessiert« an einer Befragung Leftmans.

\*\*\*

Nachdem ich auch das dritte Weckerklingeln ignoriert hatte, begann Mom, wie wild gegen meine Tür zu hämmern, damit ich endlich aufstand. So wie an jedem x-beliebigen Morgen. Nur war dieser Morgen kein x-beliebiger Morgen. Es war der Morgen des Tages, an dem ich es hinkriegen sollte, endlich wieder in den Alltag zurückzukehren. Aber Mütter bleiben eben gern bei ihren alten Gewohnheiten: Wenn nach dreimal Weckerklingeln nichts passiert, wird geschrien und gegen die Tür gehämmert, egal, was für eine Art von Morgen es ist.

Allerdings schrie Mom nicht einfach so, in ihrer Stimme lag auch dieses ängstliche Zittern, das sie in letzter Zeit so oft gehabt hatte. Man hörte ihr an, dass sie unsicher war, ob ich bloß herumzickte oder ob sie besser schnell den Notarzt rufen sollte. »Valerie!«, bettelte sie, »du musst jetzt aufstehen! Es ist ein großes Entgegenkommen von der Schule, dass du wieder hindarfst. Mach dir doch nicht gleich am ersten Tag alles kaputt.«

Als ob ich mich darauf freuen würde, zurück in die Schule zu können. Wieder durch diese Gänge zu laufen, in denen es von Gespenstern nur so wimmelte. Die Cafeteria zu betreten, wo im Mai die Welt, die ich kannte, in Schutt und Asche aufgegangen war. Als ob ich seither

nicht jede Nacht Albträume von diesem Ort gehabt hätte, als ob ich nicht jedes Mal verschwitzt und weinend aufgewacht wäre, voller Erleichterung, in meinem Zimmer zu sein, wo ich mich geborgen und sicher fühlte.

In der Schule wussten sie nicht, ob sie mich als Heldin oder als Verbrecherin sehen sollten, und das konnte ich ihnen nicht einmal vorwerfen. Ich wusste es ja selbst kaum. War ich der Bösewicht, der den Plan ausgeheckt hatte, die halbe Schule abzuknallen, oder die Heldin, die sich selbstlos geopfert und das Morden beendet hatte? Manchmal fand ich, dass beides zutraf. Dann wieder schien weder das eine noch das andere zu stimmen. Alles war so unendlich kompliziert.

Allerdings hatte die Schulbehörde am Anfang des Sommers versucht, mir zu Ehren so was wie eine Feier abzuhalten. Das fand ich total verrückt. Ich hatte schließlich nie vorgehabt, eine Heldin zu sein. Ich hatte keine Sekunde lang nachgedacht, als ich mich zwischen Nick und Jessica warf. Garantiert habe ich nicht überlegt: »Das hier ist eine super Gelegenheit, um ausgerechnet das Mädchen zu retten, das mich so oft ausgelacht hat und mich Todesschwester nennt. Bevor sie stirbt, krieg ich doch besser den Schuss ab.« Natürlich gilt das, was ich getan habe, normalerweise als eine heldenhafte Tat, aber in meinem Fall ... na ja, da war man sich eben doch nicht so sicher.

Ich habe mich geweigert, an diesem Festakt teilzunehmen. Mom gegenüber habe ich behauptet, mein Bein täte mir zu sehr weh und ich bräuchte meinen Schlaf. Außerdem wäre das Ganze sowieso eine total blöde Idee. Es sei mal wieder typisch für diese Schule, sich was derart Be-

knacktes auszudenken, habe ich ihr gesagt. Bei so einem Schwachsinn würde ich nicht für Geld mitmachen.

Aber in Wirklichkeit hatte ich einfach nur Angst. Ich fürchtete mich davor, all diesen Leuten gegenüberzutreten. Vielleicht glaubten sie ja, was über mich in der Zeitung gestanden hatte und was sie im Fernsehen gesehen hatten: dass ich eine Mörderin wäre. Ich hatte Angst, in ihren Augen zu lesen, was sie womöglich dachten, auch wenn sie es nicht laut aussprachen: *Du hättest dich auch besser umgebracht, genau wie er*. Aber noch schlimmer wäre es für mich, wenn sie mich als mutig und opferbereit hinstellen würden. Dann würde ich mich noch elender fühlen als sowieso schon, denn schließlich war es mein Freund, der all diese Leute umgebracht hatte, und anscheinend hatte er das Gefühl gehabt, dass ich ihren Tod genauso wollte wie er. Mal ganz davon abgesehen, dass ich außerdem auch noch die unendlich blöde Person war, die nicht kapiert hatte, dass der Typ, in den sie verliebt war, ein Blutbad in der Schule anrichten wollte – obwohl er ihr das im Grunde so ziemlich jeden Tag gesagt hatte.

Aber jedes Mal, wenn ich den Mund aufmachte, um Mom zu erklären, was ich wirklich dachte, kam nichts anderes heraus als: *Das ist Schwachsinn. Da würd ich nicht für Geld mitmachen*. Anscheinend bleiben nicht nur Mütter gern bei ihren alten Gewohnheiten.

Das Ganze endete damit, dass Mr Angerson, der Direktor unserer Schule, am Abend des Festakts zu uns nach Hause kam. Er saß am Küchentisch und redete mit meiner Mutter über ... na ja, keine Ahnung, über was. Gott, das Schicksal, traumatische Erfahrungen, irgendwas in der Art. Garantiert hat er darauf gewartet, dass ich

mit einem Lächeln im Gesicht aus meinem Zimmer komme und ihm erzähle, wie stolz ich auf meine Schule bin und dass es mir eine Ehre war, das menschliche Schutzschild für die rundum perfekte Jessica Campbell zu spielen. Vielleicht hat er auch eine Entschuldigung erwartet. Ich hätte mich sogar entschuldigt, wenn ich bloß gewusst hätte, wie. Aber ich fand keine Worte, die groß genug waren für etwas so Schwieriges.

Also drehte ich, während Mr Angerson in unserer Küche saß und auf mich wartete, nur meine Musik lauter, verkroch mich in mein Bett und ließ ihn unten sitzen. Ich kam die ganze Zeit über nicht raus, auch nicht, als meine Mutter gegen die Tür zu hämmern begann und mich drängte, doch wenigstens aus Höflichkeit herunterzukommen.

»Valerie, bitte«, zischelte sie, nachdem sie die Tür einen Spaltbreit geöffnet und ihren Kopf hereingestreckt hatte.

Statt ihr eine Antwort zu geben, zog ich mir nur die Bettdecke über den Kopf. Dabei war es nicht mal so, dass ich nicht runterkommen *wollte* – ich *konnte* einfach nicht. Aber das würde Mom nicht begreifen. Sie war der Meinung, ich müsste mich umso weniger schuldig fühlen, je mehr Leute bereit waren, mir zu »verzeihen«. Für mich war es allerdings genau umgekehrt.

Nach einer Weile spiegelten sich Autoscheinwerfer in der Fensterscheibe von meinem Zimmer. Ich setzte mich auf und blickte in die Einfahrt hinunter. Mr Angerson fuhr gerade weg. Ein paar Minuten später klopfte Mom an meine Tür.

»Was ist?«, fragte ich.

Sie öffnete die Tür und kam rein. Sie wirkte wie ein

kleines Reh, schüchtern und verzagt. Ihr Gesicht war rot und fleckig und ihre Nase verstopft. In der Hand hielt sie diese dämliche Medaille und dazu einen Dankesbrief von der Schulbehörde.

»Sie werfen dir nichts vor«, sagte sie. »Sie wollen, dass du das weißt. Sie möchten, dass du zurückkommst. Sie wissen zu würdigen, was du getan hast.« Sie drückte mir die Medaille und den Brief in die Hände. Ich warf einen flüchtigen Blick darauf und sah, dass nur etwa zehn Lehrer unterschrieben hatten. Mr Kline war nicht dabei, natürlich nicht. Wohl zum millionsten Mal seit jenem Tag fuhr mir der gewaltige Schmerz meiner Schuld durch den Körper. Kline war genau der Typ von Lehrer, der so einen Brief unterschreiben würde. Aber er konnte ihn nicht unterschreiben, weil er tot war.

Einen Moment lang hatten Mom und ich uns nur angestarrt. Ich wusste, sie hätte gern irgendein Zeichen von Dankbarkeit in meinem Gesicht gefunden. Wenn die Schule nach allem, was passiert war, weitermachen konnte, könnte ich das vielleicht auch, fand sie. Und dann könnten wir alle endlich weitermachen mit unserem Leben.

»Na ja, Mom«, hatte ich gesagt und ihr die Medaille und den Brief zurückgegeben. »Das ... das ist echt super.« Ich bemühte mich ernsthaft, ein Lächeln aufzusetzen, damit sie sich besser fühlte, merkte aber selbst, dass es mir misslang. Was, wenn ich noch nicht weitermachen *wollte* mit meinem Leben? Was, wenn mich diese Medaille nur daran erinnerte, dass ausgerechnet der Junge, dem ich vertraut hatte wie sonst keinem auf der Welt, Leute umgebracht, auf mich geschossen und sich

dann selbst getötet hatte? Warum kapierte sie nicht, dass es mir zu sehr wehtat, den Dank der Schule anzunehmen? War denn Dankbarkeit das einzig mögliche Gefühl in meiner Lage? Ich sollte dankbar sein, dass ich überlebt hatte. Dass man mir verzieh. Dass man meinen Einsatz für das Leben meiner Mitschüler anerkannte.

Doch in Wahrheit fühlte ich mich kein bisschen dankbar, egal wie sehr ich es versuchte. Meistens bekam ich überhaupt nicht zu fassen, wie ich mich fühlte. Mal war ich traurig, mal erleichtert, mal durcheinander, mal fühlte ich mich missverstanden. Ziemlich oft war ich wütend. Noch schlimmer wurde meine Wut dadurch, dass ich nicht wusste, auf wen ich am wütendsten war: auf mich, auf Nick, auf meine Eltern, auf die Schule, auf die ganze Welt. Die schrecklichste Wut von allen war die Wut auf diejenigen, die gestorben waren.

»Val«, hatte meine Mutter gesagt und mich flehentlich angeschaut.

»Echt«, hatte ich geantwortet. »Ist doch toll. Ich bin bloß müde, Mom, wirklich. Mein Bein ...«

Ich drückte den Kopf noch tiefer in mein Kissen und zog unter der Decke die Beine dicht an meinen Körper.

Mit hängendem Kopf und zusammengesunkenen Schultern verließ Mom das Zimmer. Mir war klar, dass sie Dr. Hieler auf meine »fehlende Reaktion« ansetzen würde. Ich sah ihn schon beim nächsten Termin in seinem Sessel sitzen und sagen: *Tja, Val, wir sollten wohl mal über diese Medaille reden.*

Ich weiß, dass Mom die Medaille und den Dankesbrief später in einer Schachtel mit Andenken verstaut hat, zusammen mit allem möglichen Krimskrams, den sie über

die Jahre gesammelt hat. Bilder, die ich in meiner Kindergartenzeit gemalt habe, Zeugnisse aus der Mittelstufe und dazu eben einen Brief, in dem sich die Schule dafür bedankt, dass ich einen Amoklauf beendet habe. Für Mom passt das alles irgendwie zusammen.

Auf diese Art demonstriert sie, dass sie weiter störrisch an ihrer großen Hoffnung festhält, dass mit mir eines Tages wieder alles »bestens« sein wird, auch wenn sie sich garantiert nicht dran erinnern kann, wann mit mir zuletzt irgendwas »bestens« gewesen ist. Ich weiß das übrigens auch nicht. Vor dem Amoklauf? Bevor Jeremy in Nicks Leben aufgetaucht ist? Bevor Mom und Dad damit angefangen haben, sich zu hassen? Bevor ich mich auf die Suche machte nach jemandem, der mich vergessen ließ, wie unglücklich ich war? Oder müsste ich zurückgehen bis in die Zeit, als ich noch eine Zahnspange und Pullis in Pastellfarben trug, Musik aus den Charts hörte und mir einbildete, das Leben wäre ganz einfach?

Wieder klingelte mein Wecker. Ich tastete nach ihm und schubste ihn dabei versehentlich auf den Boden.

»Valerie, jetzt mach schon!«, rief meine Mutter. Wahrscheinlich hielt sie das schnurlose Telefon in der Hand, um im Fall der Fälle blitzschnell die Notrufnummer zu wählen. »In einer Stunde fängt die Schule an. Jetzt steh endlich auf!«

Ich krümmte mich um mein Kissen und starrte die Pferde auf meiner Tapete an. Als kleines Kind habe ich mich, wenn alles schiefging, immer aufs Bett gelegt und mir ausgemalt, auf eins dieser Pferde zu springen und wegzureiten. Einfach nur zu reiten, immer weiter weg, mit wehenden Haaren, auf einem Pferd, das nie müde